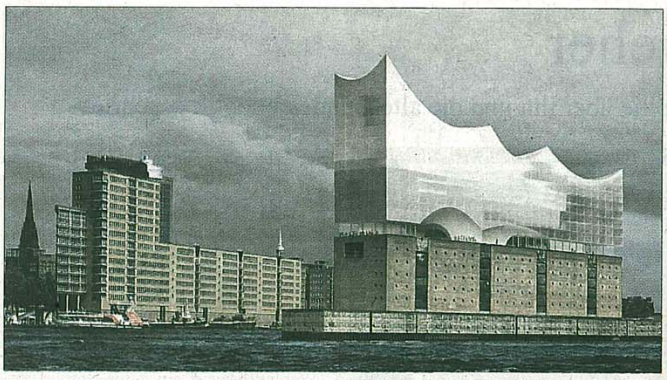
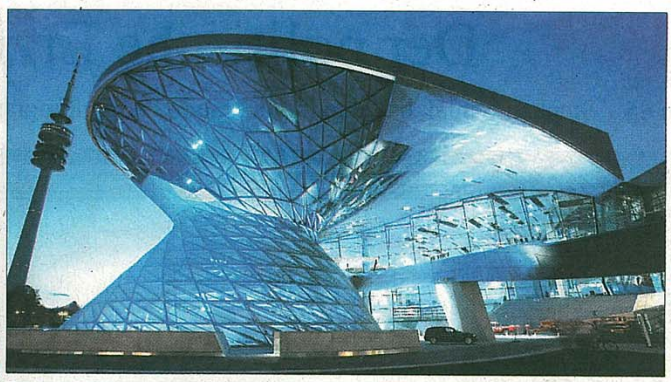
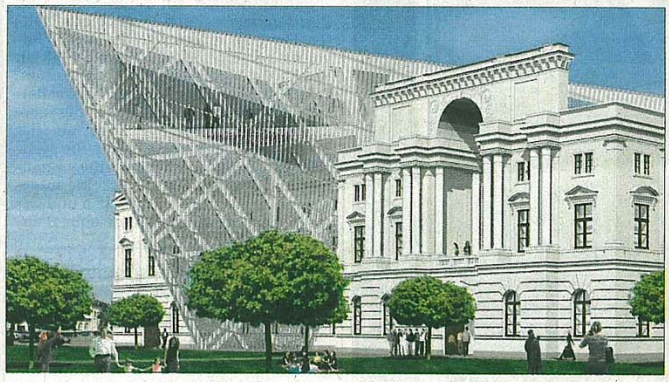

Gut oder schlecht für die Stadt? Prominente deutsche Architektur-Beispiele im Uhrzeigersinn von links oben: die geplante Elbphilharmonie von Herzog & de Meuron in der neuen Hafen-City von Hamburg, die BMW-Welt von Coop Himmelb(l)au in München, Frank O. Gehrys Bauten am Rheinhafen in Düsseldorf und Daniel Libeskinds Entwurf für den Neu- und Umbau des Militärhistorischen Museums in Dresden. Abb./Fotos: dpa – Simon/GettyImages – SZ-Archiv – Nowotny/Star-Media

Heimat, deine Sterne

Hadid, Gehry, Libeskind & Co.: Wie Architektur-Stars mit ihren ortlosen Formspielereien unsere Städte beschädigen

Die Prognose ist nicht besonders gewagt: Auch in diesem Jahr wird es einen vagabundierenden Architekturtourismus geben, der sich an den Highlights der Zunft abarbeitet. „Highlights" – das sind die Bauten sogenannter „Stars" unter den Architekten. Im vergangenen Jahr waren das zum Beispiel Coop Himmelb(l)aus BMW-Welt in München fürs allgemeine Publikum oder Peter Zumthors Kunstmuseum Kolumba in Köln für den Connaisseur, der früher Stefan George las. Spätestens zur Eröffnung der Olympischen Spiele in Peking im Stadion der Schweizer Architekten Herzog & de Meuron wird dieser Bau medienge-recht zelebriert.

Das bekommt der Architektur gut. Prima, wenn sie heiß diskutiert, toll, wenn sie tagesschaufähig wird! Noch besser wäre allerdings, wenn sie das auch bliebe und nicht nur von Top-Event zu Top-Event aufgerufen würde. Die Frage, wie unsere Städte gebaut werden, ist viel zu wichtig, als dass man sie nur den Fachzeitschriften überlassen könnte. Denn die Risiken und Nebenwirkungen der gebauten Sensationen sind ebenfalls beachtlich. Schließlich soll Architektur 50, 100 oder noch mehr Jahre lang nicht nur formal auffällig, sondern vor allem gesellschaftsfähig sein.

Die Gesellschaft sind wir

Die unerwünschten Nebenwirkungen der Architektur-Events liegen nicht darin, dass ein Bau wie das Olympiastadion eine gigantische Verschleuderung von Stahl und Energie darstellt; ökonomische und ökologische Vernunft waren nicht das Ziel. Was zählt, ist das Spektakel, das diese Architektur letztlich macht. Das soll man nicht unterschätzen; große Architektur ist in der Regel spektakulär, und für ein Pharaonengrab hätte es auch material- und energiesparendere Möglichkeiten gegeben als eine Pyramide zu bauen.

Nein, Architektur bestand immer aus dem Großen und dem Kleinen, der Sensation und dem Normalen. Auch im Mittelalter gab es Stars der Zunft, die ihre Künste dem Meistbietenden gewährten. Und es gab schon damals einen Architektur-Tourismus: die norditalienischen Stadtrepubliken schmückten sich nicht zuletzt, um Besucher anzuziehen. Schneller, höher, stärker, das olympische Motto, gehörte immer zu den Maximen der Architektur. Die Frage ist also, was heute so anders geworden ist, dass der „Stararchitekt" und seine Produktion fragwürdig werden?

Zaha Hadid hat mit dem deutschen Patrik Schumacher als Partner einen der Theoretiker der neuen Architektur im Büro. In einem kürzlich erschienenen Interview formulierte der den bemerkenswerten Satz: „Es lässt sich eben wesentlich schneller und durchgreifender ein neues Formen-Repertoire aufbauen, solange die gesellschaftliche Signifikanz ausgeklammert bleibt."

Schumacher meint das positiv. Er beschreibt ein Vorgehen, das sich nicht darum kümmert, dass ein neuer Bau in eine vorhandene – gebaute und gesellschaftliche! – Umgebung eintritt. Die Form dominiert; der Verfasser liefert eine „Duftmarke" ab, ein Produkt, das eindeutig ihm zuzuordnen ist, aber sich nicht mit dem jeweiligen Ort auseinandersetzt. Wie könnten diese Architekten das auch, wenn sie heute in Los Angeles, morgen in Shanghai und anschließend in Oer-Erkenschwick bauen, weil dort ein mediengeiler Investor das Geld dafür gibt? Eine Pressemeldung lang wird auch dieser Bau in aller Munde sein – die Stadt selber aber muss die nächsten hundert Jahre mit der Duftmarke leben.

Was diese Architekten nicht verstehen wollen: die Stadt ist nicht ihr Revier, sondern das der Menschen, die dort leben und arbeiten. Also sollen sie gefälligst anderswo die Ecken eines vermeintlichen Reviers markieren, zumal die Wirkung fragwürdig ist: Bilbao war vor einigen Jahren der touristische Renner, als Frank O. Gehry das Guggenheim-Museum hinterließ. Seitdem hat man wenig von Bilbao gehört, obwohl die Stadt große und erfolgreiche Arbeit in der Stadtsanierung betreibt. Die folgenden Bauten von Gehry aber standen in Bad Oeynhausen, Hannover und Herford – erinnern Sie sich noch? Auch diese Bauten folgten der expressiven Formensprache, die mit dem Namen des Architekten verbunden ist: eine Art kontrolliertes Zugunglück. Bei der Hadid sind es die stromlinienförmigen Strukturen, die Patrik Schumacher „parametrisch-dynamische Artikulation von Komplexität" nennt, was immer das heißen mag. Und Daniel Libeskind hat das Formenrepertoire seines Jüdischen Museums in Berlin inzwischen zur universalen Betroffenheitsarchitektur umgedeutet: Ground Zero ist überall.

Zu den Architekten, die Ort und Gesellschaft ausblenden, damit die Dominanz der Form nicht beeinträchtigt wird, kommt ein zweites: Ein flottierender Kapitalismus, der es jedermann erlaubt, beim Bauen nach Gutsherrenart zu verfahren. Vor einigen Jahren wurde in den Docklands von London ein Bürohaus gebaut. Bevor es bezogen wurde, wurde es verkauft und abgerissen, um einem größeren Platz zu machen: Niemand kontrollierte, ob das alte oder das neue Gebäude außer für den Investor Sinn machte.

Free Enterprise Zone

Bei sinkenden Bevölkerungszahlen und programmatischer Deregulierung wird die Stadt heute immer stärker zur allgemeinen „Free Enterprise Zone". Wenn aber keine gesellschaftliche Instanz die Einbindung eines neuen Hauses in das Vorhandene kontrolliert, dann sieht die Stadt auch so aus. Darin steckt ein Dilemma: Wir beanspruchen volle Freiheit für uns, aber Kontrolle für die anderen. Wehe, wenn man uns in die Ästhetik unseres Einfamilienhäuschens hineinreden will! Aber die anderen sollen, bitte schön, doch so bauen, dass ein harmonisches Ganzes entsteht, denn die Sehnsucht danach tragen wir alle in unseren nostalgischen Herzen. Anderenfalls fahren wir nach Dinkelsbühl, Lübeck oder Siena und bewundern die Geschlossenheit der Stadtanlagen. Heute kann man ein dreigeschossiges Haus bauen, ohne dass die Gemeinde, also wir, vorher einen kritischen Blick drauf wirft. Eine bestimmte Gruppe von Star–Architekten, die nur an ihren Markenzeichen interessiert sind, und Städte, die kein Gesamtprojekt mehr verfolgen, bilden so eine unheilige Instanz mit stadtzerstörerischer Wirkung.

Unter welchen Bedingungen aber könnte eine Stadt bewahrt werden, die wir als „Heimat" empfinden? Die Bedingungen sind ebenso allgemein wie theoretisch und vermutlich weltfremd – das macht sie jedoch nicht falsch. Zum einen muss es ein Verständnis über eine architektonische Hierarchie in der Stadt geben. Was früher öffentlich war, wurde „bedeutend" gestaltet – Rathaus und Kirche in der mittelalterlichen Stadt, Postamt, Bahnhof, Schule oder Stadttheater in der Stadt des 19. Jahrhunderts. Heute verschwindet ein neues Rathaus in einem Einkaufszentrum, wie in Leverkusen, und ein Schloss wird zu dessen Eingang degradiert, wie in Braunschweig.

Eine Hierarchie trägt zur Verstehbarkeit der Architektur bei, weil sie Orientierung vermittelt. Verstehbarkeit wiederum gibt dem Bürger die Chance, auch Neues einzuordnen. Eine verstehbare Architektur macht keine Angst. Daraus folgt: Die Bürger müssen die Regeln von Stadt kennen. Die „Lehre von der gebauten Umwelt", die jeden von uns prägt, sollte dorthin, wo auch Schrift und Sprache vermittelt wird: in die Schule.

Julius Posener, der große Architekturhistoriker, hat die dritte Bedingung genannt: „Eine Gesellschaft braucht nicht emanzipiert zu sein, nicht sozial gerecht, um eine Architektur hervorzubringen. Aber sie muss eine Gesellschaft sein, eine Gesellschaft, sei sie wie immer, solange sie sich an gewisse Regeln der Gesittung, des Benehmens, des sozialen Zusammenhanges gebunden fühlt." Um innerhalb dieser heute sehr vielfältigen Gesellschaft offen gegenüber den anderen zu bleiben, verbieten sich gebaute Abgrenzungen in Form von „gated Communities" einerseits und das Zulassen von „sozialen Brennpunkten" andererseits. „Aus den Augen, aus dem Sinn" ist keine städtebauliche Maxime!

Und ein letzter Punkt: Wir müssen verstehen, dass die Stadt etwas von Wert ist. Und also auch etwas kostet. Das Billigste ist fast nie das Beste. Warum sollten wir uns für das Gefäß unseres gesellschaftlichen Zusammenlebens mit dem Zweit- oder Drittbesten zufriedengeben? „Stadt" ist nicht einfach. Sie war es nie. Unsere Vorfahren haben um sie gekämpft. Warum sollten wir mit weniger zufrieden sein?

Denn schließlich: die Gesellschaft, die sich eine Stadt baut, die Gesellschaft, die den Architekten einen Anspruch gegenüberstellt, das sind wir! Und wenn die Architekten, wie es der Kölner Peter Kulka vor kurzem auf einer Tagung gesagt hat, der Auffassung sind, „die Menschen sind nicht mehr bei den Architekten", dann haben sie einfach unrecht: Es ist genau umgekehrt.

GERT KÄHLER